

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 28. September 1916

## Im Spiegel.

Novelle von Ingeborg Andree.

Wieble Mylius schritt mit ihren leichten bebenden Schritten durch die tüpeltiefen Vorhänge. Da vorne an der Hausür stand der große Schrank aus Birnbauholz, in dem zwischen Kabinettstühlen ein wundervolles Spiegelglas eingelassen war. Dort ließ sich am besten der Hut aufsetzen und der Schleier binden. Wieble Mylius pflegte diesem Teile ihrer Toilette immer besondere Sorgfalt zu widmen. Es war ihrer allem Festigen und Gewalttätigen abgeneigten Natur peinlich, zu einer Gesellschaft mit verwöhnter und zerzauster Frisur anzukommen, selbst wenn man es so zwanglos vorkam, wie sieher auf Rosenhof, wo Frau Deichgraf Eben stets eine ganze Reihe Gastzimmer für den ankommenden Besuch zur Verfügung hielt. Außerdem aber hatte sie Vater heute so lange mit Witten bestirmt, bis er ihnen die geschlossene Chaife zur Fahrt nach Rosenhof erlaubte. Er war sonst nicht dafür, denn er fand es allzu großartig und anspruchsvoll, wenn das junge Volk im geschlossenen Wagen fahren wollte — den benutzte er nur bei besonders feierlichen amtlichen Anlässen.

Wieble lächelte befriedigt ihrem Spiegelbild zu: sie sah wieder „föh“ aus, wie sie sich selber gefand. Hart und hellblond, ein richtiges Rotkegelgesicht, dem selbst das pikante Schönheitspflasterchen in Gestalt eines winzigen Leberfleckchens am Kinn nicht fehlte. Nur das allzu helle Blau ihrer Augen verurteilte ihr Summe; doch waren sie in letzter Zeit entschieden dunkler und träumerischer geworden, wie sie feststellte. Wohl folgte des inneren Erlebens der letzten Wochen — noch einmal lächelte Wieble selbstvergessen ins Glas. Im gleichen Augenblick überzog ihr Gesicht ein jähes Erschrecken, sie fühlte sich in ihren inneren Gedanken ertränkt und belauert; über ihre Schulter sah das Gesicht ihrer älteren Schwester Merret ihr entgegen.

Lehnsmann Mylius' Rostfuchs, wie Merret im weiten Umkreis genannt wurde, war das gerade Gegenteil der zierlichen Wieble, groß, kräftig und breitschultrig, mit starkem braunrotem Haar und dunkelblauen Augen. Merret Mylius' starke Brauen hatten sich finster zusammengezogen und in ihren Augen lag ein Ausdruck der wenig zu einem Fest zu passen schien. „Bist Du bald einmal fertig? Du weißt doch, daß der Fuchs nicht so lange vor der Deichsel stehen mag!“ Ihre Stimme klang herb und unfreundlich, dabei sahen ihre Augen noch immer wie die der Schwester unverändert ins Glas. „Der Fuchs?“ Wieble starrte im Spiegel der Schwester ungläubig in das drohende Antlitz. „Der Fuchs? Wir nehmen doch die Chaife mit den beiden Schimmeln! Vater hat es mir heute mittag zugefagt.“

Merret lächelte höhnisch auf: „Glaubst Du, ich will im Zuckelstrob auf Rosenhof vorfahren? Mit der Begrüßungskutsche hinterher? Nur damit Deine Veden nicht verwöhnt?“ Der Schwester zartes Puppengesicht verzog sich weinerlich: „Ich mag aber nicht den Fuchs, und die offene Sig! Bei diesem Sturm! Du brauchst doch nicht selbst zu fahren — das kann Thomas ja tun! Setz Dich zu mir in den Wagen, Merret!“ Das Letzte klang wie eine dringende Bitte, Wiebles Züge hatten sich plötzlich wieder geglättet, ihren Mund umspielte ein Lächeln und in den Augen lag ein zärtliches Flehen.

Merret gab keine Antwort. Das sind die Augen, mit denen sie ihn auch ansieht! dachte sie in aufwallendem Zorn, und eine heiße Blutwelle schoß ihr zum Kopf, daß ihr bunte verwirrende Farbflecke einen Augenblick alles zu verdecken schienen — der Schwester holdes in Erwartung gespanntes Antlitz und daneben ihr eigenes wie in einem dunklen Gefäß erstarrte.

Mit einem Ruck wandte sie sich um: „Nein, es bleibt dabei, wir nehmen die Sig mit dem Fuchs! Weißt Du nicht, daß der eine Schimmel noch immer lahm? Sollen sie uns auf Rosenhof auslaufen, wenn wir antommen wie Armeenhäuser auf einer Sonntagsfahrt?“

Wieble sagte nichts mehr, ihr waren nun wirklich die Tränen gekommen, aber sie ließ die Lippen zusammen und stand nur noch ein paar Augenblicke mit vorgeneigtem Kopf, um den verhallenden Schritten der Schwester zu lauschen. Wenn sie nur selbst hätte fahren können — dann hätte Merret nicht ihren Willen durchgesetzt! Aber sie hatte nie Lust

und Neigung dazu verspürt, ihr vor es immer angenehmer erschienen, aller Verantwortung ledig im Wagen zurückgelassen zu können und sich an der ihr in bunter Fülle zufließenden krausen Gedanken und Bildern zu erfreuen. Daher bestimmte nun die Schwester immer allein — Wieble schüttelte sich vor Unbehagen und schritt dann zögernd mit unflüchtigem Gesicht der Vorangegangenen nach.

Auf Rosenhof rüsteten sich die Gäste zum Abschied. Es war heute nur junges Volk geladen: die jungen Männer und jungen Mädchen von allen umliegenden Herrenhöfen durften in zwangloser Kameradschaft, nur unermüdet beaufsichtigt von der jeweiligen Hausfrau, miteinander verkehren. Sie hatten alle als Kinder miteinander gespielt, lange Jahre dieselben Schulen besucht und freuten sich nun gemeinsam ihrer frischen Jugend. Wie selbstverständlich und ohne viel Aufregung knüpfte sich hier und da ein festes Band, fast immer den Wünschen der Eltern entsprechend, da der Kreis von vornherein mit strenger Auswahl sich bildete. Seit einigen Wochen ging es auf diesen Festen etwas anders zu: lebhafter, luftiger, um einen Grad ausgeglichener. Es war, wie wenn ein plötzlicher Windstoß über ein ruhendes Gewässer fährt: die glatte Oberfläche trüffel sich und tief vom Grund steigt es wie wagherufenenes Leben auf.

Die alte Frau Deichgraf Eben sah diesem heimlichen Brodeln und Wühlen mit verstecktem Lächeln zu. Sie hatte es sich wohl gedacht, daß der Junge ein klein wenig wie der Hecht im Karpenteich wirken würde. Nur zu — das konnte ihrer Ansicht nach der hiesigen schwerfälligen Art nur gut tun. Wendig Grager war der einzige Sohn ihrer Schwester, die sich früh nach einer anderen Gegend verheiratet hatte. Er kam zum ersten Mal in die Heimat seiner Mutter — nicht ohne bestimmte Absicht: das väterliche Gut brauchte mal wieder einen größeren Vorzuschuß. Doch das verteilte Frau Deichgraf niemand, zumal da sich das lebhafte Gerwässchen so zwanglos zu verwickeln schien.

Sie stand in der offenen Haustür, hinter ihr in der hohen breiten Diele flackerten die duffenden Wachskerzen in den silbernen Leuchtern und blitzten die Messingbeschläge der alten Schränke und Truhen. Die letzten Nachzügler drängten sich um sie, für jeden hatte sie noch ein Scherzwort, einen Auftrag für zuhause — dabei spähten ihre Augen unter der schwarzen Spitzentopfe immer wieder zu Lehnsmann Mylius' beiden Töchtern hinüber. Merret sah schon in der Sig und hielt die Zügel straff in den nervigen Händen. Sie hatte die Lippen zusammengepreßt und sah hart geradeaus in die dämmerbelle Sommernacht. Dann und wann ging es wie ein Ruck durch ihren Körper, sie rief an den Jüngeln, daß der Fuchs erschrocken hochstieg und die zitternden Wäpfer blähte.

Ob Merret es endgültig aufgab? Frau Deichgraf feuerte ein klein wenig ungeduldig — ihr war die ältere Lehnsmannstochter lieber als das vermählte jüngere Püppchen. Na, der Junge hatte vielleicht da doch den richtigen Instinkt: er war wohl nicht der Mann dazu, einer Merret Mylius gegenüber Herr zu bleiben. Da stand er noch immer mit der anderen zusammen, sie lachten und schwätzten und flüsterten, als ob sie sich Gott weiß was für Geheimnisse von der Seele reden müßten!

Endlich nahmen sie Abschied — Wendig Grager zog verstohlen Wiebles Hand an die Lippen, sah ihr zärtlich in die lodenden Augen und half ihr dann in den Wagen. Noch ein Gruß, der beiden Schwestern zugleich galt, Wieble wollte sich vorbeugen und noch ein Wort sagen — da traf ein Peitschenhieb das ungeduldige Pferd, daß es entsetzt bäumte und dann wie rasend davonstürzte — der zweirädrige Wagen schien sich auf der tollen Fahrt die steile Welt hinunter fast überschlagen zu wollen. Unter den Zurückbleibenden wurden unwillige und ängstliche Ausrufe laut, Frau Deichgraf aber lachte sorglos auf: „Gott, Kinder, was soll da passieren? Die Merret fährt sicherer als Ihr alle miteinander!“

Auf dem ebenen, gut gehaltenen Weg flog der Wagen nur so dahin. Die Schwestern schwiegen beide, nur Wieble die erlauchte sich kramphast mit beiden Händen an der Wagenbrüstung fest. Merret hob den vorgebeugten Kopf, ein rascher entschlossener Blick sprang zur Seite und im nächsten Augenblick wandten sich Pferde und Wagen so scharf nach links die schräg ansteigende Deichselung hinauf, daß Wieble unwillkürlich gegen die Schwester rutschte.

„Auf den Deich, Merret? Warum denn? Laß uns doch unten bleiben — ich bitte dich!“

„Der Weg ist kürzer.“ Wieder schwiegen die Schwestern. Wieble mochte keine weiteren Einwendungen, obgleich sie heute wie immer gegen ein hartes Unbehagen ankämpfen mußte bei der raschen Fahrt auf dem schmalen und holperigen Deichsamm. Doch schob sie das mit Gewalt zurück, — sie hatte so viel Schöneres zu denken und zu erinnern, daß dagegen ihre heimliche Angst völlig untertauchte.

Merret hockte zusammengeduckt wie unter Froschsauern — ihr war, als ob immerwährend, eiskalte Wellen ihr über den Kopf zusammenschlugen und dann wieder eine brennende verzehrende Hitze ihr alles Denken unmöglich machte. Nur stundenlang tauchte sie gleichsam atemerschöpfend aus diesen Qualen auf — dann fuhr wie ein Blitz die Erkenntnis durch ihre Seele, daß ihre Liebe Rartzeit und Wahnsinn war; sie wollte instinktmäßig um all das Unverständliche Gegenwärtige zwischen sich und Wendig Grager, sie ahnte ihre überlegene Kraft und feierliche Stärke und litt alle Wittern dieses Wissens im Voraus — aber gleich darauf knirschten wieder ihre Füße aufeinander und wie mit blutroter Flammschrift stand einem Wegweiser Gleich, dem sie folgen mußte, der Entschluß vor ihrem inneren Auge: Er muß mein sein! Mein! Nicht Wiebles!

Die fast taghelle Mittsommernacht umzog alles mit weichen zärtlichen Konturen — zur Linken einen Steinwurf weit das schlafende Watt, aus dem dann ein glucksend schmerzlicher Laut herüberkam wie aus leichtem Kimbertraum, daran das schmale Wortland mit den ruhenden Tierkörpern, die sich fast der mütterlichen Erde einzujügeln schienen, hier oben die leicht gekrümmte Linie des maffigen Deichs, heller darauf der schmale Fahrweg, dann und wann ein an der steil abfallenden Innenseite niederstehendes Gatter, und zur rechten das weite alte Koogand mit den vertieften Herrenhöfen, die mit ihrem Baumwuchs verschmolzen wie riesige Urwelttiere in der einsamen Ebene hockten.

Aus Merret Mylius' Brust flog ein verzweifelter Laut, halb Schluchzen, halb dumpfes Drohen. Sie rief an den Jüngeln — das zitternde schweißbedeckte Tier stand. Nun sah sie ihrer Schwester voll ins Gesicht, rudweise, zwischen zusammengepreßten Zähnen stieß sie die Worte heraus:

„Wieble... hör!... Du mußt... Du mußt verstehen! Gleich! Morgen schon!... Du sollst gehen, hörst Du!... Ich... tann nicht mehr...“

Die Jüngere richtete sich erst auf, eine Frage wollte sich ihr über die Lippen drängen, aber dann kam ihr flüchtig das Verständnis und sie konnte das leicht triumphierende überlegene Lächeln um die Lippen nicht mehr zurückhalten. Merret sah es wohl kaum, in drängender Ungeduld hob sich ihre Stimme: „Versteht Du mich nicht? Du sollst fort... fort!“

Wieble lachte jetzt hell auf: „Das möchtest Du wohl! Aber weshalb sollte ich gehen? Jetzt gehen? Niemals tu ich das, Merret!“ „Niemals?“ Merret schrie das Wort förmlich heraus und wiederholte es immer wieder, dazu wie von Haß und wildem Zorn wüßig getränkt den Namen der Schwester: „Wieble?! Wieble?!“

Doch die schüttelte nur leicht verächtlich den Kopf: „Ne! Nie!“

Da griff Merret Mylius wie von Sinnen nach der Peitsche, ein klatschender Hieb traf das ahnungslose Pferd, ein scharfer Ruck am rechten Jügel: kersengerade stieg der Fuchs hoch, im nächsten Augenblick rief er den leichten Wagen mit sich den steilen Innendeich hinunter. Ein entsetzter Schrei durchbrach die tiefe Stille der Nacht, noch ein kurzes angestrichenes und Splittern, das angestrichelte Schrauben und Stöbner eines Tieres, ein paar wahnwüßig klopfende Hufschläge auf die weiche Grasnarbe der Ferne — und dann wieder lautloses Schweigen.

Merret Mylius schritt unablässig in der langen Bordiele auf und nieder, nun schon zwei Nächte und zwei Tage. Die Leute gingen ihr scheu aus dem Wege. „Die kann nicht mal weinen!“ sagte die alte Wotilde Lassen in der Küche; aber bei den andern weckte dies Wort kein Mitleid: Merret Mylius sah nicht aus, als ob sie weinen könnte. Und doch lag drinnen in der großen Vorderstube ihre Schwester auf den Tod darnieder — man hatte Wieble mit einer schweren Gehirnverletzung, nach Hause gebracht.

„Du, Du mit Deinem wilden Zagen trägt die Schuld daran!“ Jammerte der Vater ihr im ersten Entsetzen zugerufen. Ihr hatte dabei keine Wimper gezuckt und jetzt beim Auf- und Abgehen wog sie das Wort nur immer wieder mit leiser Verwunderung. Schuld tragen? Unter qualender Schuld leiden? Das hatte ihr schon früher nur ein ungläubiges Kopfschütteln entlockt, — wenn man so entschlossen etwas hatte wollen wie sie es gemollt, da konnte sie sich beim besten Willen keine Reue nachher vorstellen. Sie wußte noch genau, wie sie gedacht hatte in der Minute, als sie auf das Tier losklopfte: „Wir beide! Wir beide fort! Ausgelöst! Tod!“ Aber dann die paar Sekunden, in denen das Gefühl den Abgang hinunterstützte, hatten ihr den schon lange dahinter lauenden stärkeren Wunsch entlockt: „Sie nur! Nur sie! Ich nicht!“ Und das Schicksal hatte ihr zugestimmt.

Merret Mylius trug den Kopf mit den brennenden Augen hoch — in ihr war nur ein fieberhaftes Abwarten, eine zehrende Ungeduld, sonst nichts, kein Gefühl irgendwelcher Art, das Reue und Schuldgefühle annehme.

Hinter ihr klangen Schritte auf den braunen Pfiesen. Sie wandte sich nicht um. Es war der Arzt, der wieder ging. Unter den blanken Brillengläsern hervor traf sie ein forschendes Blick!

„Es steht nicht zum besten, Fräulein Mylius! Ich komme heute Nacht wieder — wenn wir diese Nacht überleben, geschieht ein Wunder.“

Sie suchte nur gleichgültig die Schultern — ein anderes Wunder sollte ihr zukommen. Noch einmal traf sie der suchende Blick:

„Sie sehen schlecht aus. Sehen Sie nur einmal in den Spiegel und legen Sie sich hin!“ Damit ging Doktor Bartels leicht grüßend zur Tür hinaus.

Merret Mylius verhielt eine Stunde ihren Schritt — schlecht sah sie aus? Wie aus einem dumpfen Trieb heraus streifte ihr Blick den Spiegel im Birnbauhschrank. Sie stredte jäh entsetzt die Hände aus, ein kalter Schauer über ihre blutlosen Lippen: Herrgott? — war sie das? Sie, Merret Mylius? Nein, nein, unmöglich — so brach das gierige Verlangen aus ihren Augen: Wieble soll sterben! sterben! So grub sich der tosende Haß um ihren Mund, so lagerte sich die übermächtige Leidenschaft auf ihrer Stirn, so verzerrten die wilden heißen Wünsche ihre Züge? Herrgott... Herrgott: Das war Rains, des Brudermörders unfeliges Antlitz!

Sie schlug die lebenden Hände vor das Gesicht und brach mit dumpfem Laut in die Knie, ihre Schultern bog sich wie unter einer übergroßen Last — Merret Mylius war wie durch welkenferne Zeiten plötzlich dem ersten verzweifelt Wüßer an die Seite gerückt und schleppte dessen Niesenfluch mit.

Als nach einem halben Jahre Lehnsmann Mylius' jüngste Tochter dem Reffen der alten Frau Deichgraf die Hand reichte, war Merret Mylius ein paar Tage früher in ein entferntes Schwesternhaus eingetreten — unter der dunklen entstellenden Haube trugen die sie einkleidenden Frauen nur noch schneeweißes Haar zu verdecken.

## Fröhlich bis ans Ende.

Von Hans Köppler.

Ja, Kinder, hab' so manchen ins Gras beißen sehen; ein paar im weichen, warmen Bett, ein paar auf dem Strohsack, Alte und Junge, und viele, viele „auf grüner Heide“, im breiten Feld“, Junge und ganz Junge! — Ob man Geschichten vom Sterben erzählen soll? Na, solch Sterben, wo eine milde, lebensfante Seele, durstig nach einem besseren Dasein, hinüberflummet, davon laßt euch nur von der Großmutter oder dem Herrn Pastor erzählen. Aber glaubt ihr, daß einer vom Leben, vom jungen, heißen Leben mit Singang und Klingklang Abschied nehmen und dem Tode wie einem fröhlichen Gefellen entgegengehen kann? Nein, das dünkt euch unmöglich! Darum will ich euch erzählen, wie der Unteroffizier und Geschützführer Rüllich farb.

Das war in den Rappsen von Calvarja. Nachts fuhren wir in Stellung. So deutlich schwebt sie noch in meiner Erinnerung, diese Nacht, um weicht, überwältigt von der großen, harten, überwältigenden Schönheit der Nächte da draußen. Kein Stern am schwarzen Himmel, nichts, rein gar nichts zu sehen als die auf und nieder wippenden Köpfe der nächsten Reiter und die unheimliche dunkle Waffe des Geschützes vor dir.

Wir ritten Schenkel an Schenkel, Rüllich und ich. Müde war ich, hunnenüde und ärgerlich dazu, weil mein Nebenmann andauernd leise vor sich hinpiffte und dem Paul vergnügt auf die Hinterboden klopfte.

„So halt' doch endlich das Maul, Mensch! Was hast du denn bloß immer zu pfeifen?“

„Was ich zu pfeifen habe?“ Er zog die Uhr heraus: es war nach Mitternacht, „Na, heute hat doch Frieda Geburtstag; ganze zwanzig Jahre, Mensch, soll ich da nicht pfeifen?“

Und dann hat er mir erzählt von der Frieda und von sich. Aber das geht euch nichts an. Sie hatten sich eben lieb, und wenn der Krieg vorbei wäre, dann wollten sie heiraten. Na, da ließ ich ihn denn pfeifen und summen.

Bei Morgengrauen waren wir in Stellung. Eine flache Senke von einigermaßen fester Bodenbeschaffenheit in der unendlichen Sumpflands Calvarjas. Als die Hauptkugeln in die Stände geschossen wurden, sah ich zu ihm herüber. In Hemdsärmeln stand er da, hoch und breitbeinig, den Nichtbaum auf der Schulter, laute Tabak und riß faule Wäpfe, so daß seine Leute vor Lachen nicht die Speichen dreher konnten. „Schönes Geburtstagswetter!“ rief ich ihm zu. — „Versteht sich von selbst!“ antwortete er lachend.

Um 7 Uhr wurde das Feuer auf die feindlichen Schützengräben eröffnet, ruhiges Einzel- und Gruppenfeuer, mal etwas nach links, dann wieder etwas nach rechts geschwenkt. Hinter uns war eine früher-Batterie aufgeföhren, und die vollen Zündhühner zickten uns über den Kopf weg. Von der feindlichen Artillerie keine Spur. „Rüch! penn!“ rief Rüllich zu uns herüber, an dessen Gesicht sich schon die Rasse mühte schnürte.

Denn wenn die heilige Artillerie in gute Stellung geht und der Alte beschließt: „Alles an die Schanzarbeit!“ so kann man doch immer irgendeinen „alten Krieger“ sehen, der sich den Kochkessel an der sturmfreien Seite, um die Erde drückt, um das heißbegehrte Kaffeewasser zu holen. Der Alte sieht's auch, aber er ist ein Mensch und — sieht nichts.

Für 10 Uhr vormittags war der Sturmangriff der Infanterie angelegt. „Um 9 Uhr“, so lautete der Befehl im Tagesbefehl der Artillerie, „ist das Feuer zu steigern, von fünfzehn Minuten bis fünf Minuten vor 10 Uhr Schnellfeuer sämtlicher Batterien.“

9 Uhr mochte es eben sein; die Batterie war in voller Tätigkeit. In regelmäßigen Abständen brüllten unsere Hauptkugeln auf, und der Pulverdampf lagerte sich an dem windstillen Morgen in biden Schwaden am Boden der Mulde. Regelmäßig, wie Teile einer großen, oft erprobten Maschine wandern die roten Granaten mit dem hübschen, blanken Messingköpfchen von Hand zu Hand und verschwinden in den Rohren. „Klapp!“ fagen die Verschlässe. „Laut und fröhlich hallt am vieren Geschütz die helle Sprengwolke vor uns. Haben wir einen Frühkriegerer mit klaffender Schädellunde. Das Kugelbad der Höhenrichtmaschine liegt in Rüllichs Faust. Lieber Stien und Wangen läuft ihm das Blut und tropft aus dem kleinen, blonden Spitzbart. Mit dem Handrücken wischt er's sich aus den Augen und schaut nicht rechts und links, läßt die Wäpfele einpflanzen und singt und fingt; am anderen Flügel hören sie's und laufen, laufen in Todesnot und Kampfeswut. „Nicht ans Herz gleich dich drücken vor Jubel und Freud!“ Rums! — Der Unbekannte schießt das Geschütz in den Lauf. „Aber's geht doch nicht an, denn du bist mir zu weit.“ — „Feuer!“ Bumm! Der tobende Krassinski richtet sich vom Boden auf und heftet die starren Augen lächelnd auf die Lippen seines Geschützführers. „Und mit all meiner Freud“, was fang' ich doch an?“

„Ich will auf Rüllich zuspringen, ihm die blutigen, singenden Lippen küssen; lieber, lieber Reel!“ Herrgott, dieser Gefang an das Leben aus Qualm und Blut und bitterer Pein! Und die Hand will ich dir drücken, Karl Rüllich! Ich komme, ich komme!“

Da — da! — Huiiii — trad! Ein Aufblitzen, eine Wolke von Erde und Rauch, und — die Stelle, wo er gestanden hat, ist leer. —

Nichts, nichts haben wir von ihm gefahren. —

mit der Artillerie mit Schlagfahne, auf die du dich immer so sehr gefreut hast, als ganz aus! — Der Offizier fragt beim Hauptmann, der von der Beobachtungsstelle aus das Feuer leitet, ob dieses eingestellt werden dürfte. Wir wissen alle vorher die Antwort. Um 10 Uhr will die Infanterie stürmen, wie dürfte da die Artillerie die Hände in den Schoß legen! „Es wird weitergefeuert!“

Ich traue meinen Ohren nicht: durch den Höllenlärm hindurch höre ich die Stimme Rüllichs Buschwerfe bellamieren, und da keiner mehr dazu laden will, tut er's selbst. Armer Reel, eine etwas gestörte Geburtstagsfeier!

Das feindliche Feuer verschiebt sich etwas nach rückwärts, wir atmen auf. Aber nein — zu früh! Wieder liegen die Schüsse in der Batterie. Am vierten Geschütz zwei Schmerverwundete. Und noch einmal! Ein Höllenkrach! Es heult und furt mir um die Ohren und läuft mir heiß und rot über die Hand: Volltreffer im zweiten Geschütz! Diese Verwundung bis auf einen Munitionstankonier zerlegt. Hunde, Hunde, verfluchtes Gefindel, wartet nur, wartet! Wie ein riesiges graues Grabkreuz ragt der zerfahrene Schwanz der Lafette in die Luft. Sicher sehen ihn die Russen drüben. Ob's ihnen genügt? — Anfrage an den Herrn Hauptmann, ob weitergeschossen werden solle. „Es wird weitergefeuert!“ Gut, gut, also weiter! —

Huiiii — trad! Ich werde zu Boden geschleudert; zwei Schritt vor mir ist das Aas eingezauen und hat mir Mund und Augen voll Dreck gepreßt. Mein Kadetanionier wälzt sich unter dem Munitionswagen brüllend im Blut. Wer jetzt ist keine Zeit zu Samariterdiensten. Weiter feuern, schneller, immer noch schneller! Glühend heiß sind die biden Rohre, der Richtkonionier wischt mit dem Kochkessel vides, rotes Blut vom Zählenting. „Es wird weitergefeuert!“ Rüllich sieht zu mir herüber: Ich habe keine Zeit.

Das Munitionsloch des Ersten fliegt in die Luft. Nun ist alles gleich! Die ganze Batterie liegt in biden, braunen Dampf gefüllt, durch den uns die Splitter der eigenen Granaten auf die Helme prasseln. „Es wird weitergefeuert!“ An der Werten schlägt's ein. Ein Aufblitzen, weiter sehe ich nichts.

Da — ja, bin ich denn verrückt geworden, träume ich etwa? Unfinn! Durch erstikenden Qualm, durch den Donner der Hauptkugeln und das gellende Krachen der Granaten höre ich's deutlich, ganz deutlich vom vierten Geschütz herüber, laut, frisch und rein: „Ach, du Karblauer Himmel, und, und, und, was bist du heut.“ Der Reel singt, singen tut der Himmel auch!

Ein Windstoß zerreißt den wogenden Qualm, und — da steht Karl Rüllich! Heut noch seh' ich ihn vor mir, als ob's gestern gewesen wäre: Rechts hinter ihm ein ioter Gefreiter, quer vor ihm, über den Lafettenschwanz gesunken, der Richtkonionier mit klaffender Schädellunde. Das Kugelbad der Höhenrichtmaschine liegt in Rüllichs Faust. Lieber Stien und Wangen läuft ihm das Blut und tropft aus dem kleinen, blonden Spitzbart. Mit dem Handrücken wischt er's sich aus den Augen und schaut nicht rechts und links, läßt die Wäpfele einpflanzen und singt und fingt; am anderen Flügel hören sie's und laufen, laufen in Todesnot und Kampfeswut. „Nicht ans Herz gleich dich drücken vor Jubel und Freud!“ Rums! — Der Unbekannte schießt das Geschütz in den Lauf. „Aber's geht doch nicht an, denn du bist mir zu weit.“ — „Feuer!“ Bumm! Der tobende Krassinski richtet sich vom Boden auf und heftet die starren Augen lächelnd auf die Lippen seines Geschützführers. „Und mit all meiner Freud“, was fang' ich doch an?“

„Ich will auf Rüllich zuspringen, ihm die blutigen, singenden Lippen küssen; lieber, lieber Reel!“ Herrgott, dieser Gefang an das Leben aus Qualm und Blut und bitterer Pein! Und die Hand will ich dir drücken, Karl Rüllich! Ich komme, ich komme!“

Da — da! — Huiiii — trad! Ein Aufblitzen, eine Wolke von Erde und Rauch, und — die Stelle, wo er gestanden hat, ist leer. —

Nichts, nichts haben wir von ihm gefahren. —

— Gegenbeweis. „Bei Ihnen in der Stadt ist wohl auch Dienstbotenmangel?“ „Glaube ich nicht. Meine Frau hat wenigstens alle acht Tage eine anbere!“